

Nationale Militärische Erinnerungskultur

Auf der Zugfahrt von Altona zum Hamburger Hauptbahnhof können Reisende seit vielen Jahren leuchtend gelbe Buchstaben entdecken. „Die eigene GESCHICHTE“ steht an einer Mauer oberhalb der Gleise zu lesen. Das Wort „Geschichte“ ist hierbei in Versalien gesetzt. Sie wirken wie eine Schlagzeile - groß, laut, ja aufdringlich. Dieser Schriftzug, von der Konzeptkünstlerin Barbara Schmidt-Heins entworfen, wurde im öffentlichen Raum der Stadt dreimal verwirklicht. Er regt zum Nachdenken an und provoziert Fragen: wessen Geschichte? Welche Geschichte? Wie viel Wert besitzt die eigene Geschichte?

Eine eigene Geschichte besitzt auch unsere Bundeswehr. Gerne wird darauf verwiesen, dass die Parlamentsarmee mit ihren 61 Jahren nun schon weit länger existiert als ihre Vorgänger. Dicke Bücher zieren die Regalwände in den Bibliotheken. Sie dokumentieren die Entwicklung von einer Verteidigungsarmee im Kalten Krieg bis hin zu einer Armee der Einheit im Einsatz. Und doch scheint das Erinnern an das Vergangene in den Streitkräften selbst, das Gestalten einer lebendigen, einer gelebten Erinnerungskultur nur wenig entwickelt. Die Verteidigungsministerin stellte kürzlich in einem Interview fest, „dass ein Narrativ über stolze 61 Jahre Bundeswehr bei uns schlicht nicht vorhanden“ sei. In der Tat, das große historische Narrativ, die Meistererzählung, wenn Sie so wollen, gibt es nicht. Mitunter mag es scheinen, dass der Bundeswehr vor lauter Transformation, Strukturwandel und Neuausrichtung die Geschichte abhandengekommen und die Truppe zu einem Ort kulturellen Vergessens geworden ist. Denn was ist im militärischen Funktionsgedächtnis tatsächlich haften geblieben von der eigenen

Geschichte, von den vielen Einsätzen im In- und Ausland, den eigenen Leistungen oder den Soldaten, die ihr Leben gaben, um andere zu schützen? Wie viel Wert besitzt die eigene Geschichte?

Im Mai dieses Jahres wurde vom Verteidigungsministerium mit einer Auftaktveranstaltung in Berlin für eine Reihe von Workshops der Impuls gegeben, die eigene Geschichte der Bundeswehr stärker zu betrachten. Sie soll zu einem zentralen Bezugspunkt der Traditionsstiftung und -pflege werden. Mit unserer heutigen Tagung an der Führungsakademie wollen wir den in Berlin angestoßenen Diskurs zur „Trendwende Tradition“ aufnehmen und erstmals in die Tiefe führen. Das gesetzte Thema fragt nach der Inter- und Transnationalität militärischer Erinnerungskulturen im Kontext europäischer Verteidigungsidentität und transatlantischer Sicherheitspartnerschaft. Um sich diesem komplexen Thema nähern zu können, müssen die gegenwärtigen Ausgangs- und Bezugspunkte von Tradition, als welche wir militärische Erinnerungskultur verstehen, klar umrissen sein. Es gilt ja in den Panels zu prüfen, ob internationale Traditionsbildungen zu erkennen sind, inwieweit gemeinsames Erleben in multinationalen Verbänden ein verbindendes Erinnern ermöglicht. Dies alles setzt allerdings voraus, dass die Bundeswehr sich zunächst einmal darüber klar wird, woran sie selbst erinnert, was für sie aus ihrer eigenen Geschichte traditionswürdig ist.

Geschichte ist nicht Tradition. Geschichte ermöglicht Tradition. Einigen Journalisten, Politikern oder auch Professoren, die in den letzten Wochen geistvoll zum Stift oder Mikrofon gegriffen haben, sei doch angeraten, einmal in die gültigen Traditionsrichtlinien der Bundeswehr zu schauen. Ziffer Eins des Erlasses ist an Deutlichkeit, was die Definition angeht, kaum zu überbieten: „Tradition ist die Überlieferung von Werten

und Normen. Sie bildet sich in einem Prozess wertorientierter Auseinandersetzung mit der Vergangenheit.“. Oder wie Johannes Tuchel es einmal salopp formulierte: „Geschichte kann ich mir nicht aussuchen. Tradition kann ich mir aussuchen.“ Dieses Aussuchen, dieses Auseinandersetzen mit der Vergangenheit ist für die Bundeswehr an einen „Gedächtnisrahmen“, wie es der französische Soziologe Maurice Halbwachs nannte, gebunden. Dieser Rahmen wird durch unsere Werteordnung gebildet, wie sie das Grundgesetz und das Soldatengesetz vorgeben. Traditionsinhalte der Bundeswehr unterliegen daher einer wertgebundenen Auswahl. Während für das Militär in Großbritannien oder Frankreich Erinnerungsbezüge über Zeiten, Systeme und Räume hinweg ungebrochen hergestellt werden, ergeben sich aus der Besonderheit der Bundeswehr-Tradition klare Grenzen, Brüche und damit auch mögliche Konflikte und Unvereinbarkeiten, die sich bei manchen Traditionsübernahmen kaum harmonisieren lassen.

Die 35 Jahre alten Traditionsrichtlinien enthalten viel Gutes. Sie sind aber ein Produkt ihrer Zeit, daher sollten sie – entsprechend ihrem eigenen Geist – behutsam weiterentwickelt, an einigen Punkten schärfer gefasst, aktualisiert werden. Letztlich müssen sie aber konsequent angewandt und umgesetzt werden. Wie eine Umfrage im Admiral/Generalstabslehrgang 2014 zeigt, gaben 11 von 42 Offizieren an, mit den Inhalten des Erlasses vertraut zu sein. Zwei Drittel der Befragten erklärten, in ihrer Ausbildung nicht oder nur teilweise Bedeutung und Umgang von Tradition vermittelt bekommen zu haben. 30 Offiziere, der Rest des Lehrgangs, haben an dieser anonymen Umfrage erst gar nicht teilgenommen.

Mens agitat molem, so lautet der Wahlspruch der Führungsakademie, entlehnt dem Heldenepos „Aeneis“ des Dichters Vergil: „der Geist bewegt die Materie“. Und dieser Geist benötigt Muße zum Nachdenken, zum kritischen Reflektieren, zum Wissen um die Geschichte. Politisch-historische Bildung ist ein wesentliches Gestaltungsfeld der Inneren Führung. Sie wird auch vom Erlass eingefordert. Leider bleibt sie im Dienstalltag nur allzu häufig auf der Strecke, ist in den Curricula der Lehre oft das erste Modul, das wegfallen kann oder durch eine Berlinfahrt ersetzt wird.

Geschichtsverlust befördert Identitätsverlust. Eine Armee ohne eigenes oder mit nur schwachem Gedächtnis läuft Gefahr, ein Vakuum zu produzieren. Ein solches Vakuum führt zu einem „Soldatsein in einem ethisch luftleeren Raum“, wie es der Verteidigungsminister Franz-Josef Strauß 1957 formulierte. Als studierter Altphilologe war Strauß für seine pointierten Formulierungen bekannt wie berüchtigt. Sein Diktum zum „warum dienen“ besitzt heute noch Gültigkeit: „Der Bürger muß wissen, warum er Soldat geworden ist, und er muß wissen, warum er seinen Dienst versieht. Wenn er das nicht wüßte, wäre er nichts anderes als ein treudeutscher, auf Pensionsberechtigung wartender Landsknecht“. Das abstrakte „warum dienen“, das „wofür im Einsatz“ vermag eine gelebte Erinnerungskultur über Bezüge in die Vergangenheit mit Leben zu füllen. Dieser Umgang mit Geschichte ist immer gegenwartsbezogen und hilft damit, Identität zu stiften, Orientierung zu geben, Gemeinschaft zu schaffen. Die aktuell gültigen Traditionsrichtlinien nennen diesen Vorgang „Traditionsbildung“.

An das ethisch-normative Bezugssystem als Fundament der Traditionsbildung und -pflege sind auch die soldatischen Pflichten wie

Gehorsam, Treue, Tapferkeit oder Kameradschaft gebunden. Diese Tatsache sei denen ins Stammbuch (oder auf den Stammtisch) geschrieben, die jetzt wieder meinen, das Hohe Lied auf das rein Handwerkliche, den Nur-Soldaten vergangener Zeiten anzustimmen. Nur tapfer gewesen zu sein, als „Techniker der Gewalt“, so Baudissin, das reicht eben nicht als historisches Vorbild für unsere Soldatinnen und Soldaten im Einsatz. 1981 wies der Bundesverteidigungsminister Hans Apel auf die notwendige Kontextualisierung hin: „Soldatische Pflichterfüllung und militärische Tüchtigkeit sind nicht zu trennen von den politischen Zielen, denen sie dienen.“

Die 35 Jahre alten Traditionsrichtlinien enthalten viel Gutes, sagte ich eben. Mit Blick auf unsere Diskussionen in den Panels scheint mir besonders Ziffer 15 des Erlasses von Bedeutung, da er die Wertgebundenheit soldatischen Dienens und Handelns verdeutlicht. Dort heißt es: „In der Traditionspflege der Bundeswehr sollen solche Zeugnisse, Haltungen und Erfahrungen aus der Geschichte bewahrt werden, die als ethische und rechtsstaatliche, freiheitliche und demokratische Traditionen auch für unsere Zeit beispielhaft und erinnerungswürdig sind.“ Mehr als ihre Vorgänger vermag die Bundeswehr mit ihrem vielfältigen Aufgabenspektrum diesen hohen Anspruch zu erfüllen.

Der Erlass selbst nennt bewusst kaum Beispiele. Tradition müsse aber greifbar sein, so lautete eine Forderung auf der Berliner Impulsveranstaltung. Die Geschichte der Bundeswehr kennt in der Tat viele handfeste Beispiele, die Kopf und Herz ansprechen. Sucht ein Soldat/eine Soldatin aber nach den Traditionsangeboten der Bundeswehr vorab in der offiziellen Webpräsentation, wird ihnen

nur wenig geboten: Auf der Webseite zur bundeswehreigenen Tradition mit dem Datum vom 3. August 2017 werden als Traditionsinhalte lediglich genannt: Integration ehemaliger NVA-Soldaten, Öffnung der Streitkräfte für Frauen, Wandlungsfähigkeit und Flexibilität als „wesentlicher Bestandteil der Inneren Führung“. Goethe meinte einmal, man müsse ein „gewisses Behagen an der Gegenwart, ein Gefühl von dem hohen Werte desselben“ empfinden, wenn man Selbsterlebtes tradieren möchte. In der Bundeswehr scheint jedoch ein gewisses Unbehagen, eine Unsicherheit vorzuherrschen, wenn es um die eigenen Leistungen und deren Wertschätzung geht. Anders sieht dies übrigens bei einem Großteil der Bevölkerung aus, wie die vom Sowi, jetzt ZMSBw jährlich durchgeführten repräsentativen Bevölkerungsumfragen zeigen: die auf der Webseite erstaunlicherweise nicht genannten Leistungen der „neuen“ Bundeswehr bei ihren Einsätzen im In- und Ausland werden durchweg in hoher Prozentzahl von den Befragten als überaus positiv bewertet, ja viele meinen, die Bundeswehr könne darauf besonders stolz sein. Die Einsätze der Bundeswehr, vor allem im Inland, sind in das kulturelle Gedächtnis der Nation eingegangen. Hier finden sich Schnittstellen zwischen nationalen und militärischen Erinnerungskulturen. Für die Wechselbeziehung zwischen Militär und Zivilgesellschaft wirken sie so identitätsstiftend wie integrationsfördernd.

Zum ältesten Bestand im Depot der militärischen Erinnerungskultur gehört die Tradition des Helfens. Seit 1959 leistet die Bundeswehr Hilfe bei Katastrophen oder Ausnahmesituationen, wenn die zivilen Kräfte vor Ort die Krise nicht mehr allein bewältigen können. Zu den vielen Hilfseinsätzen der Bundeswehr im In- und Ausland gehören die vorbildlichen Leistungen von Soldaten bei Hochwasser-, Schnee-, Sturm- oder Brandkatastrophen. Besonders erinnert werden heute noch

die spektakulären Fälle wie etwa die Hamburger Sturmflut von 1962 und das Oderhochwasser von 1997. Es reicht allerdings nicht die abstrakte Aufzählung der Ereignisse. Zur Erinnerungskultur gehört das Geschichten erzählen, die Emotionen, die Bilder: Die Geschichte von den „rettenden Engeln“, wie die Hubschrauberstaffeln der Bundeswehr von den Hamburgern damals genannt wurden, von Soldaten, die in den Fluten umkamen, als sie Kindern das Leben retteten, der Kampf der „Helden an der Oder“ bis zur Erschöpfung und unter Lebensgefahr.

In der Katastrophenhilfe der frühen Bundeswehr liegt übrigens ein reich zu beackerndes Traditionsfeld für eine militärische Erinnerungskultur internationaler Prägung. Beispielgebend für Multinationalität im Inlandseinsatz ist etwa der gemeinsame Kampf gegen eine Feuersbrunst 1959 nahe Iserlohn. Das Feuer auf dem bewaldeten Wixberg bedrohte ein Wohn- und Industriegebiet. Durch die Hitze explodierten zudem Munitionsreste, die nach dem Zweiten Weltkrieg in dem Wald entsorgt worden waren. Acht Tage lang kämpften Feuerwehren, deutsche, belgische, britische und kanadische Soldaten letztlich erfolgreich gegen die Flammen. Auch der eben genannte erste große Katastropheneinsatz der Bundeswehr an der Elbe birgt bekanntlich einen internationalen, vielleicht aber auch transnationalen Traditionskern. Mehr als 40 000 NATO-Soldaten, neben den deutschen auch britische, amerikanische und niederländische waren während der Hamburger Sturmflut im Einsatz, der in unserer Stadt auch heute noch jedes Jahr gedacht wird. In das militärische Gedächtnis hat sich - auch mit Blick auf „lessons learned“ – zudem eingepreßt der erste humanitäre Auslandseinsatz der Bundeswehr, damals vom Minister noch als „Übung“ deklariert: 1960 wurde Agadir in Marokko von einem verheerenden Erdbeben erschüttert. Bis zu 15.000 Menschen waren in den Trümmern ums Leben

gekommen, 35.000 wurden obdachlos. Dem Hilferuf der Regierung folgend schickten aus Frankreich, Spanien und die Vereinigten Staaten, Deutschland, auch Italien und die Niederlande ihre Streitkräfte, die heute je national ihren eigenen Beitrag erinnern.

Das Fundament der Bundeswehrtradition war also von Beginn an immer auch international ausgelegt. Durch ihre vielfältigen Einsätze entwickelten die deutschen Streitkräfte damit früh eine Tradition der Armee im Bündnis. Zum Traditionsbestand der Bundeswehr gehören in diesem Zusammenhang auch ihre Verdienste als Verteidigungsarmee im Kalten Krieg, gewissermaßen eine Tradition der Friedenswahrung. Die Bundeswehr hat ja auch ihren Anteil an der bislang längsten Friedenszeit in Europa. Sie hat mit dazu beigetragen, dass aus dem Kalten kein Heißer Krieg wurde. Nicht umsonst trägt das „Ehrenmal der Bundeswehr“ die sinnstiftende Inschrift „Für Frieden, Recht und Freiheit“.

Nach dem Ende des Kalten Krieges folgten an diese Traditionen anknüpfend friedenssichernde und friedenserhaltende Missionen, an denen die Bundeswehr im Rahmen von NATO, UN und EU beteiligt war. Seit Kambodscha 1992/93 hat sich die Bundeswehr in 40 Einsätzen in multinationaler Kooperation bewährt, von humanitären Missionen bis hin zu Stabilisierungs- und Kampfeinsätzen. Noch sind die letzten Einsätze, besonders ISAF, frisch im Gedächtnis der Soldatinnen und Soldaten, noch sind sie die Erlebnisgeneration. Ihre Erfahrungen, ihr Handeln empfinden sie aufgrund der zeitlichen Nähe noch nicht als Geschichte, geschweige denn als traditionsstiftend, sind gar überrascht, wenn Objekte aus ihrem Dienstalltag bereits in Museen ausgestellt werden. Und doch ist durch die Einsätze gerade der letzten Jahre die Erinnerungskultur der Bundeswehr bereichert und verändert worden.

Wie Forschungen hier an der Führungsakademie zeigen, haben sich einsatzspezifische Militärkulturen, Feldlagerkulturen, so Maren Tomforde, in den Kontingenten entwickelt. Es handelt sich hierbei um vielfältige Denk- und Handlungsmuster, Rituale und Symbole, von identitätsstiftenden Patches über die Einsatzkameradschaft bis hin zu sinnstiftenden Gedenkformen. Die Soldatinnen und Soldaten reagieren damit auf die veränderten Anforderungen im Einsatz, auf die neuen Gewalterfahrungen. Natürlich haben die Auslandseinsätze auch Auswirkungen auf das berufliche Ethos, haben diese Militärkulturen nicht nur eine integrierende, sondern teils auch konkurrierende, teils exkludierende Funktion: von Drinnis und Draußis ist die Rede, von Kämpfern und Kalten Kriegern. Umso wichtiger ist daher eine kohärenzfördernde bundeswehrgemeinsame Traditionspflege jenseits der spezifischen, durchaus legitimen Erinnerungskulturen in Kampfgemeinschaften, Truppengattungen, Teilstreitkräften, - eine gemeinsame Tradition in dem Bewusstsein, dass Vielfalt nur im Zusammenwirken erfolgreich sein kann.

Vielleicht ist es noch zu früh von neuen Traditionsbildungen, etwa von einer Tradition des Kämpfens, mit Blick auf die letzten Einsätze zu sprechen. Ansätze sind aber bereits zu erkennen. In Einsatzgebieten wurden Erinnerungsorte geschaffen, die an die Gefallenen, die eigenen Toten erinnern. Straßen, Brücken, Gebäude wurden von den Soldatinnen und Soldaten nach ihren toten Kameraden benannt, Ehrenmale, Ehrenhaine errichtet. Die Benennungen in den Feldlagern sind an den Einsatzort gebunden. Das Kontingentgedächtnis ist durch seine Heterogenität und den turnusmäßigen Wechsel zudem ein ephemeres Gebilde. Es verblasen mitunter recht schnell die Erinnerungen, werden von stärkeren, neuen Eindrücken überlagert.

Tradition unterliegt auch hier einem dynamischen Aushandlungsprozess, dem Erfordernis nach Erneuerung und Anpassung an aktuellere Bedürfnisse. Nur mehr wenigen Einsatzsoldaten ist etwa bekannt, dass die LOC Kamins nach einem der Ihren benannt wurde: Stabsgefreiter Stefan Kamins, Geoinformationswesen. Er kam 2003 bei einer Erkundungspatrouille ums Leben, als sein Fahrzeug Typ Wolf auf eine Panzermine auffuhr. Nachhaltiger erinnert wurden in Kunduz die beiden Fallschirmjäger Hauptfeldwebel Mischa Meier oder Oberfeldwebel Florian Pauli. Jener starb bei einem Strengstoffanschlag im Jahre 2008, dieser fiel 2010 einem Selbstmordattentäter zum Opfer, der sich als hilfeschender Bauer ausgegeben hatte. Das PRT Kunduz existiert nicht mehr. Das Feldlager in Mazar ist nun der Kristallisationsort für Erinnerungen, so etwa an den Oberstabsarzt Dr. Thomas Broer, dem ersten gefallenen Sanitätsoffizier der Bundeswehr. Mit dem endgültigen Abzug aus dem Einsatzgebiet verschwinden schließlich auch die letzten materiellen Erinnerungsorte. Sie werden entweder mit in die Heimat genommen, wie die von den Einsatzsoldaten selbst geschaffenen Ehrenmale, oder vom Gegner zerstört, wie die Mischa-Meier-Brücke über den Kunduz Fluss.

Mitunter transzendiert die Erinnerung aus dem Kreis der Kampfgemeinschaft, der Truppengattung oder des Kontingents in die Bundeswehr als Ganzes hinein, wie am Beispiel des Karfreitagsgefechts vom April 2010 zu erkennen ist. Auch ein Dingo kann ein Erinnerungsort sein. Dieser Dingo symbolisiert das Karfreitagsgefecht mit drei Gefallenen und acht Verwundeten, aber darüber hinaus den Kampfeinsatz in Afghanistan. Dieser Dingo ist zu einer Bildikone geworden, die sich tief in das militärische Gedächtnis eingegraben hat, mit starken Emotionen verbunden ist: er ist hier nicht mehr nur ein

Transportfahrzeug im Gefecht, er steht für Hinterhalt, Triumph des Feindes, eine flüchtige, „heiße“ Erinnerung, die bereits museal geworden ist. Gleich einer Reliquie sind materielle Reste des Dingos eingefügt in das Gefallenengedenken vor Ort, einst in Kunduz und jetzt in Seedorf. Überhaupt hat das Gedenken an die eigenen Toten seit dem „Ehrenmal der Bundeswehr“, dem „Wald der Erinnerung“ und dem „Ehrenggrab der Bundeswehr“ einen festen Platz in der militärischen Erinnerungskultur.

Die Bundeswehr ehrt offiziell herausragende Einzeltaten unter Einsatz des Lebens: „Vorbilder für heutige und kommende Generationen“, so nannte der damalige Inspekteur des Heeres 2014 Feldwebel Erich Boldt, der sich opferte für seine ihm anvertrauten Kameraden, und die 29 Träger des Ehrenkreuzes der Bundeswehr für Tapferkeit. Mit zwei Tafeln werden sie geehrt im Hauptgebäude der von-Hardenberg-Kaserne in Strausberg, Kommando Heer. Gleichzeitig wurde mit dieser höchsten Auszeichnung der Bundeswehr eine Brücke geschlagen zwischen Helfen, Retten und Kämpfen: ausgezeichnet wurden bislang der selbstlose Rettungseinsatz bei außergewöhnlicher Gefährdung von Leib und Leben und außergewöhnlich tapfere Taten im Gefecht.

Es existieren also viele herausragende und tapfere Leistungen von Soldatinnen und Soldaten in Bundeswehr-Uniform, aber die Armee besitzt, was die Einzeltat angeht, derzeit nur einen Kasernenpatron, der nicht bereits in einer der Vorgängerarmeen diente. Nach Feldwebel Boldt wurde spät, sehr spät, 1992, die Unteroffizierschule des Heeres in Delitzsch benannt. Soldaten, die posthum das Ehrenkreuz für Tapferkeit erhielten oder das Ehrenkreuz der Bundeswehr in Gold in besonderer Ausführung, bieten sich ebenso an: zum Beispiel Stabsgefreiter Robert Hartert, Hauptgefreiter Robert Kadir Augustyniak, Hauptfeldwebel Nils Bruns, die Gefallenen des Karfreitagsgefechts. Auch hier gibt es

übrigens eine gemeinsame, multinationale Geschichte zu erzählen: 14 US-amerikanische Soldaten erhielten aufgrund ihrer besonders herausragenden Verdienste unter erheblicher Gefahr für Leib und Leben während dieses Gefechts das Ehrenkreuz der Bundeswehr in Gold in besonderer Ausführung.

Diese Männer stehen mit ihren Auszeichnungen auch stellvertretend für die Leistungen ihres Teams. Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang daher kurz auf ein prägnantes Beispiel für eine moderne Erinnerungskultur in einem Spezialkräfteverband, dem Kommando Spezialkräfte hinweisen. In Calw werden in einem Tagungsraum, dem Grünen Salon, die Leistungen der Einsatzkräfte gewürdigt. Bilder der einzelnen Kompanien rahmen hierbei ein zentrales modernes Gemälde ein, „Direct Action“ vom britischen Künstler Stuart Brown: Es zeigt eine Szene aus einer deutsch-afghanische Operation in Afghanistan aus dem Jahre 2012, gegen Talibankämpfer mit einem ihrer gesuchten Anführer. Da es aber eine nationale Erinnerung ist, sind die afghanischen Sicherheitskräfte nur im Hintergrund dargestellt.

Die Erinnerung bleibt hier eher im Verborgenen, auch wenn der Raum für offizielle Empfänge geöffnet wird. Eine Anerkennung über die Kasernenmauern hinweg erfolgt zumeist, wenn die Zivilgesellschaft direkt betroffen ist, bei militärischen Flugzeugabstürzen etwa, bei denen die Piloten ihr Leben gaben, um eine Katastrophe zu verhindern. Die Bundeswehr ehrt in dieser Hinsicht Oberleutnant Ludger Hölker, das AudiMax der Offizierschule der Luftwaffe in Fürstenfeldbruck ist nach ihm benannt. In Deutschland tragen drei Straßen seinen Namen, und sogar eine Grundschule in dem Ort, Straßberg, den er einst rettete. Manchmal mag es scheinen, dass Bundeswehrsoldaten eine höhere

Wertschätzung in der Bevölkerung erfahren als in der eigenen Teilstreitkraft. Es gibt nämlich nicht wenige Piloten, die sich wie Ludger Hölker opferten. Vergessen von der Bundeswehr, jedoch nicht von der lokalen Bevölkerung sind etwa: Oberleutnant Erik-Edgar Bedarf, Hauptmann Werner Dietrich, Major Hans-Dieter Kerstan oder Leutnant Günter Schottenhammer. 2006 wurde Schottenhammer sogar postum Ehrenbürger der Gemeinde Ried. Im gemeinsamen Nachdenken über grenzüberschreitende Traditionen findet sich bei der Luftwaffe bereits als ein Traditionsträger der US-Pilot Captain Richard Higgins, der vor 60 Jahren für Fürstenfeldbruck sein Leben gab. Ein Ausbildungsgebäude in der Offizierschule der Luftwaffe ist nach ihm benannt. Ihm zu Ehren führt zudem die Grundschule West in Fürstenfeldbruck die Bezeichnung „Richard-Higgins-Grundschule“. Weitere mögliche Traditionsbezüge, zum Beispiel aus den Reihen der in Deutschland einst stationierten Royal Air Force, warten ebenfalls darauf, der Vergessenheit entrissen zu werden und die militärische Erinnerungskultur zu bereichern.

Seit einigen Jahren werden Kasernen nach Regionen benannt. Zwar stellt dieser Akt den Bezug zur Heimat im Sinne der Landesverteidigung her, doch muss sich eine solche Vorgabe immer auch den Vorwurf der Geschichtslosigkeit gefallen lassen. Das eigene historische Erbe besitzt bei Debatten um Kasernenumbenennungen eine erkennbar geringe Wertigkeit - auch im Verhältnis zur Vorgängerarmee. Vor lauter Weltkriegsvergangenheit wird die eigene Geschichte eng und klein gemacht. Würde der derzeitige Erlass konsequent angewandt, existierte ein reflektiertes Wissen um die deutsche Militärgeschichte in ihren dunkelsten Stunden, hätten wir nicht immer wieder diesen Kampf um Deutungshoheiten. Oder ein Ausweichen in eine Geschichts- und damit Traditionslosigkeit. Tradition fordert, sich mit der Vergangenheit kritisch

auseinanderzusetzen. Ein Totschweigen, Übermalen, Verbiehen verweigert sich dieser Auseinandersetzung, der Diskussion. Eine Gefechtskehrwendung oder ein Warten im Hafen, solange bis der Traditionserlass aktualisiert ist, setzt womöglich falsche Signale: „wer nicht vorschreitet, der schreitet zurück“, heißt es in Fontanes Erzählung „Schach von Wuthenow“. Auch mit Blick auf internationale, transnationale Traditionsbildungen sollten die Soldatinnen und Soldaten sattelfest in Geschichte und Tradition sein.

Wessen Geschichte, welche Geschichte, wieviel Wert besitzt die eigene Geschichte. Wenn sich die Bundeswehr dessen bewusst ist, auf allen Ebenen, in den Einheiten und Verbänden, dann kann sie für sich eine zeitgemäße, lebendige Erinnerungskultur schaffen und pflegen, die keine Pflichtübung fremd der eigenen Lebenswelt, keine verkopfte Ressort-Erinnerung ist. Wir dürfen nicht vergessen: Tradition ist immer auch eine persönliche Entscheidung, sie kann nicht verordnet werden.

Die Bundeswehr ist, wie es heute im Marketing so schön heißt, ein Best-Ager. Mit über 60 befindet sie sich in den besten Jahren, sie hat so manche Straffung und Verschlankung hinter sich, darf jetzt sogar wieder ein wenig zunehmen. Sie ist Teil der deutschen Geschichte, Teil vieler Lebensgeschichten. Sie ist bescheiden, macht aus ihrer eigenen, Geschichte nicht viel Aufhebens, ist eher unsicher, manchmal klagend, stand lange im Schatten derer, die „Reste und Formen verjährter Gesinnungen“ pflegten. Es ist ihr wohl auch heute noch nicht wirklich bewusst, was für ein eindrucksvolles Repertoire sie besitzt an traditionswürdigen Ereignissen, Personen und Haltungen. Ist dies die Basis für eine gemeinsame, eine transnationale Erinnerungskultur? Lassen sich bundeswehreigene Traditionsinhalte europäisieren, gar globalisieren? Immerhin, mit ihren Partnern kommt die Bundeswehr gut

aus, fest verankert im Bündnis, mit gemeinsamen Werten und Idealen, europäisch, transatlantisch. Ihre eigene Geschichte trifft aber auf andere eigene Geschichten, auf andere Erfahrungen, konträre Wahrnehmungen, konkurrierende Erinnerungen.

Ist da „dialogisches Erinnern“ (Aleida Assmann) möglich? Viele Fragen, auf die wir heute vielleicht Antworten finden werden.

Wissenschaftliche Direktorin Prof. Dr. Loretana de Libero